

4.2 Tage des Hiob

»Und denken Sie daran, es ist das LINKE Ei ...« Es war mir doch ein dringendes Bedürfnis, diese wirklich wichtige Information noch ein letztes Mal loszuwerden, bevor der glasklare Schlummertrunk durch die Braunüle in meine Venen rann. Die Kühle kroch den Arm herauf, dann senkten sich die Nebel, die Augen wurden schwer. Schwebende Gesichter, Lidschlag, Licht aus.

Der Rest des Tages versank im Grau. Kaum ein Erwachen, nur stückweise Erinnerung. Ein zweites Bett wurde hereingeschoben, ah ja, hallo, müdes Abwinken, kein Gespräch. Kein Telefon. Nur Schlaf. OP vorbei, dem Himmel sei Dank. Zurück in der Welt.

Der folgende Morgen aber juckte schon. So schlecht geht's mir gar nicht. Erster Gebrauch der Beine, die Füße schlappen über blankgebohnerte Auslegeware, der aufrechte Gang wird vorsichtig neu einstudiert. Funktioniert schon, so halbwegs. Hurra, wir leben noch. Und gar nicht mal schlecht: Essen ans Bett, Radio, Cassette, Fernsehen, des Nachmittags Kaffee und Kuchen. Und immer einer, der das Licht ausmacht. Oder an, je nachdem.

Wacher Geist hat wache Sorgen. Warten auf die Diagnose, Stunde um Stunde. Einsames Erschrecken, sooft die Tür sich öffnete. Noch immer nichts. Anrufe, schon nervig: Nein, ich weiß noch nix. Keine Ahnung, kann noch dauern. *Jaa*, ich melde mich. Himmel!

Beim neugierigen Nachzählen der Hoden war ich über die Eins nicht hinausgekommen. Ein lang gestreckter Wundverband bedeckte die frische Narbe am linken Unterbauch, und lediglich diese schmerzte verhalten. Die Qual der vergangenen Monate, die Pein der langen Jahre – im Handumdrehen verblasst. Insofern weinte ich dem verlorenen Ei keine Träne nach, insbesondere, da ich doch immer angenommen hatte, meine *beiden* Eier seien so empfindlich. Die Erleichterung, die plötzliche Befreiung vom Schmerz schien mir aller Mühen wert.

Nicht mein betreuender Arzt aber war dann der Bote – die Diensthabenden wechselten beinahe täglich –, sondern ein mir bis dahin unbekannter. Schlenkernder Gang, die Akte lässig unterm Arm, belustigte Augen hinter goldgefassten Gläsern, weißblondes Haar, schon etwas schütter, ausgedünnte Locken im Wind der zufallenden Türe. Akte auf, offener Blick, ein Zwinkern, verschärfte Aufklärung: »Die OP war nicht ganz einfach – nehmen Sie's mir nicht übel, aber Sie sind etwas speckig da unten ...« So sprach es aus seinem runden, freundlichen Gesicht, in gelockerter Haltung, das obligatorische Stethoskop aus der linken Brusttasche baumelnd, dem auslagernden Bauch unterm halbgeöffneten, weißen Kittel freies Spiel lassend. Typischerweise sonnigen Gemütes, erfreute er sich dabei eines ausgelassenen Selbstbewusstseins, wie es einem durchtrainierten Leistungssportler zu Gesichte stünde. Hm. Wie auch immer – *du* bist der Boss. Also weiter: »Sie können sicher sein – und ich garantiere es Ihnen: *Dieser* Krebs wird Sie von der Platte putzen ...« Nun, alles in allem für mich nicht gerade das Traum-Intro eines Aufklärungsgesprächs. »Wenn« – Kunstpause – »wenn wir nichts dagegen unternehmen ...«

Der pathologische Befund hatte das Vorliegen eines so genannten Mischkarzinomes ergeben, gebildet aus Chorion-CA und embryonalem CA, einer eher seltenen Komposition, wie mir mehrfach und glaubhaft versichert wurde. Nun, *auch* eine Art von Auszeichnung, wenn man so will. Zwei Feinde am selben Ort, zum Stelldichein der Bösewichter. Fast erschien es mir, als hätten sich die Mächte verschworen, mich endgültig und allen Ernstes fertig zu machen. Oder eben von der Platte zu putzen, um der hiesigen Terminologie die Treue zu halten. Insoweit alles wie befürchtet also, nur wenig darüber hinaus. In meiner Erschöpfung war die Diagnose dann letztendlich auch kaum noch geeignet, mir Überraschung, gar Entsetzen zu bereiten. Die Fakten standen schon länger im Raum, es bedurfte nur noch der Bestätigung.

Dennoch habe ich lange gebraucht, um diese Worte bewusst aussprechen zu können: *Ich habe Krebs*. Dies bin ich, und ich habe Krebs. Nur schwer zu buchstabieren. Rückblickend meine ich mich zu

erinnern, dass mir eine wirklich treffende Äußerung erstmals während der anschließenden Reha – eben *nach* der Heilung – gelang: Ich *hatte* Krebs. Heute ginge mir dieserart Selbstbezeichnung naturgemäß recht flüssig von den Lippen. Im Stadium der Erstdiagnose aber gebrauchte ich Umschreibungen der Art: Die Diagnose lautet Krebs. Oder: Es wurde ein bösartiger Tumor diagnostiziert. Verklemmte Affenscheiße!

Wenn ich stattdessen nun Aids hätte, kalkulierte ich sinnend, so hätte ich ab jetzt eine zumindest theoretische Chance von etwa sechs Jahren. Je nun.

Was dann folgte, waren drei weitere Tage der Angst. Jedes Mal, wenn die Tür aufging, kam schon die nächste Hiobsbotschaft: »Im Normalfall beobachten wir nach der Ektomie des erkrankten Organs einen signifikanten Rückgang der Tumormarker. Nicht so bei Ihnen. Dies lässt gewisse Rückschlüsse zu, die in der Regel auf das Vorhandensein von Metastasen hindeuten. Um Sicherheit zu erlangen, benötigen wir ein CT. Der Termin wurde bereits beantragt, Sie werden in Kürze informiert.«

Das CT, die Computer-Tomographie, ein röntgenbasiertes Aufnahmeverfahren, ist nicht zu verwechseln mit dem MRT, der Kernspintomographie, die auf dem Prinzip der so genannten nuklearen Magnetresonanz beruht. Vereinfacht formuliert, rein für den Wiedererkennungseffekt: Kernspin ist die Röhre, CT ist das offene Tor. Merken.

Zur Einstimmung wurden mir sechs halbe Liter Kontrastmittel serviert, angestrebte Verteilungszeit zwei Stunden. Sechs Becher in einhundertundzwanzig Minuten, macht pro Becher zwanzig Minuten, pro halbem Becher zehn Minuten, pro viertel Becher fünf Minuten. Einen achteil Liter also. Für mich kein Problem, Schwester, schreiben Sie Tuborg drauf. Ich platzierte mich am Bettrand, das Tablett mit den Gefäßen vor mir auf dem Schränkchen, und ließ entspannt die Beine baumeln. Wohlgemut startete ich die Stoppuhr meines heiß geliebten Tamagotchies, eines elektronischen Fahrradtachos in Racing-Gelb, schwarz abgesetzt, der mich seit Jahren nicht nur auf ausgedehnten Fahrrad-

touren, sondern zu jeder Prüfung, zu jedem zeitkritischen Termin begleitet hatte wie ein getreuer Freund. Wer Armbanduhren ablehnt, trägt Tamagotchie. Von VDO, versteht sich.

Nach Wasser sah sie aus, diese Kontrastflüssigkeit, wie abgestandene Zitronenbrause etwa, leicht trinkbar, nun ja. Die ersten zwei Becher gingen auch noch locker herunter. Beim dritten aber wurde mehr und mehr spürbar, dass dieses Getränk *Substanz* hatte, eine Viskosität, die an frisch angesetzten Tapetenkleister erinnerte, noch transparent, schon spürbar schwer, just vor dem Abbinden. Im Geschmack hohl, undefinierbar. Ich hockte am Bettrand, beobachtete die Uhr, goss schluckweise nach und schwoll am Bauche wie ein glückloser Buddha. Für mich kein Problem, Schwester? Denkste!

Becher fünf, Becher sechs, Bänderchen. Na, ich sag' doch, es geht ...

Das CT selbst muss man sich vorstellen als eine Art fest installierter, motorengesteuerter Liege, die in vertikaler wie horizontaler Richtung automatisch und fernbedient verstellbar ist. In abgesenktem Zustand erlaubt sie es dem Patienten, sich darauf niederzulegen, das Haupt auf den Kopfkeil gebettet, zum Tor gerichtet, der Aufnahmeeinheit. Die Arme über den Kopf geworfen, nach hinten gestreckt, da die Schultern ansonsten zu breit wären, den Bogen zu durchfahren und die Arme im vorderen Bereich nur im Wege lägen. Dazu ein dünnes Laken gegen die Kühle und eine Hodenkapsel zum Schutz des Verbliebenen. – Alles O.K.? – Ja, ich denke schon, danke. – Die Liege fährt nach oben, bewegt sich langsam zurück, in den Bogen hinein. Zwei eingebaute Lautsprecher werden sichtbar, ein Mikrofon, eine Kontrollleuchte. Das Firmenschild, Siemens, bekannter Gruß aus alten Tagen. Die Assistentinnen querab, im Nebenzimmer, dem Kontrollraum, geschützt hinter Bleiglas.

Wuohiiiee – die Abtastköpfe werden beschleunigt, irritieren das sorgsam gespannte Auge, kreisen hörbar – kaum noch sichtbar – in der Spur des Bogens, erreichen ihre Höchstgeschwindigkeit. Die Leuchte rhythmisch am Blinken. Himmel, was geht hier ab? Opfer im Automaten? Ground Control, hört mich jemand? – Krsp-krsp,

Abrauschen. Telefonstimme, Anweisung über Lautsprecher: »Tiiief einatmen. Luft anhalten ...« – Klingt schon vertrauter. Die Liege fährt weiter zurück, lässt den Tunnel hinter sich, gibt freie Sicht nach oben. Bild an der Decke. Schief angeklebt. Berge, Alpenglühen. Charmanter Einfall. Luft! Der Korpus will platzen, der Geist zählt Sekunden. Zwanzig, fünfundzwanzig, ich kann nicht mehr. Weiße Gipfel, grüne Auen. Dreißig, fünfunddreißig ... »Uund – ausatmen!« Wjuuh. Luft raus, warten, Lungen wieder voll. Na, *ich* hätt' noch länger gekonnt ...

Scheiße, das hat mir keiner gesagt hier. Flach atmen. Und noch mal Luft. Denn es geht weiter: Liegt man erst einmal drin in dieser Maschine, so wird das Programm auch durchgezogen, also noch mehrmals vor- und zurück, einatmen, Luft anhalten ... Jaja, ich weiß doch ...

Schon ein Teufelszeug, dieses Kontrastmittel. Verlangt Stunden im Bad, hinterher. Von herkömmlichem Durchfall gar nicht zu reden – eher dies: Knallharter Strahl, ein Wasserwerfer, geeignet, auf nahe Distanz Stahl zu durchschneiden oder auf fünfzig Meter Entfernung in eine Bierflasche zu treffen, ohne den Rand zu berühren. Naturgewalten, Eruptionen, unkontrollierbar. Jedes Mal, wenn ich aufstehen wollte, meldete sich bereits die nächste Dusche. Immer erneutes Aufraffen, bis hin zur körperlichen Erschöpfung: Ich will jetzt endlich ins Bett.

Den Rest des Nachmittags befließigte ich mich ausgedehnter Elefantenfürze. Ich lernte, verschiedene Melodien zu intonieren, da ich immer zuverlässig Luft für mehrere Sekunden hatte. Jeder Hund hätte das Zimmer verlassen, und nicht nur wegen der Musik. Das Fenster hielt ich angekippt, zuweilen weit geöffnet, doch dies nie für lange, da die eindringende Kälte an den Ohren fraß. Hier kam es zu ersten Konflikten mit meinem Bettnachbarn, der misslaunig etwas von Kultur beziehungsweise Unkultur salbaderte. Oder dem, was sein schmaler Horizont darunter einzuordnen wusste. Doch wie sollte ich dagegen angehen? Die Gaskugel drückte von innen schmerzhaft gegen die frische Narbe, wühlte aufgebracht im Gedärm, und für eben solche Fälle hat der Herrgott gütigerweise ein Ventil gelassen. Schließlich ist das hier ein Krankenhaus, wir sind doch nicht im Ritz!

Im Folgenden war unser Verhältnis etwas abgekühlt. Wie auch immer, als wir nach Tagen getrennt wurden, hatte mein Zimmergenosse zumindest gelernt, mit einer Klobürste umzugehen. Ein wichtiges Detail, nicht zu unterschätzen, wenn man gezwungen ist, für eine kleine Weile ein gemeinsames Bad zu teilen. Auch ein Art Kultur, wenn man so will.

Der nächste Tag, die nächste Tür, das nächste Statement: »Die abdominale Diagnose war positiv, leider. Wir haben Tochtertumoren gefunden, an den Lymphbahnen entlang der Aorta, bis zu einer Größe von etwa drei bis vier Zentimetern im Durchmesser. Für uns nicht ganz unerwartet, wir hatten ja schon darüber gesprochen. Nun benötigen wir ein weiteres CT, um den Thorax zu befunden.« Erläuternde Erklärung der Assistentin: »Es gibt dann ein Kontrastmittel ...« Hilfe! Muss ich wieder ...? – Nein, nein, keine Angst, die Verabreichung erfolgt intravenös, fürs Erste keine weiteren Becher.

Diese Art Kontrastmittel wird erst unmittelbar vor der Durchfahrt durch das Tor gegeben und erzeugt ein seltsames Gefühl zwischen Klarheit und Schwindel. Der Unterbauch erwärmt, fast meint man, man habe sich eingepieselt. Hab' ich mich noch unter Kontrolle? Die Arme gefangen in der Streckung hinter dem Kopf, keine Chance zum Zwischencheck. Vor, zurück, Einatmen, Anhalten, Ausatmen. Schon fast Routine, vermischt mit aufmerksamer Sorge – machen wir das jetzt täglich? Schließlich die letzte Durchsage: Danke, das war's. Der Schlitten fährt nach vorn, zurück in die Ausgangsposition. Hände unters Laken, vorsichtiges Nachtasten – nee, alles trocken. Jessas, das hätt's auch nicht gebraucht jetzt!

Und wieder Warten, Grübeln im Weiß der Kissen: Thorax also. Thorax bedeutet Brustkorb, und in diesem Falle heißt das Lungen. Geraucht schon mit elf, nie wirklich nachgelassen, nur zeitweise kuriert, doch immer wieder drangehangen an der Glut der kleinen, beruhigenden Sargnägel.

Zieh dich warm an, Genussmensch, der du bist. Das hört sich nicht gut an.

Als mir dann mitgeteilt wurde, dass der Thorax frei war, die Lungen unbelastet, der böseste, bedrohlichste Spuk vorbei, da brach ich zum ersten Mal zusammen. Ich zog mir die Decke über Kopf, ich heulte, heulte, schüttete mich aus, in sinnloser Verzweiflung, nun gänzlich ohne Selbstmitleid, in der Erschöpfung der Angst, die an die Grenzen ihres größtmöglichen Schreckens geführt war. Tonnenschwere Erleichterung brach herab. Panik vorbei, schon nicht mehr real, nicht mehr als ein Alptraum. Der Gletscher hatte gekalbt.

Ich war wie ausgeblutet. So, sagte ich mir – mir und den anderen – *jetzt* schaffe ich es!

Jetzt dürft ihr auch anrufen.